

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 8. Juli 1915

Britische Lebensfragen.

Von Universitätsprofessor Dr. Gatzsch (Wöttingen).

England ist durch seine stillen und geräuschlosen Verfassungs- und Wandlungen bekannt. Aber wohl kaum zu irgendeiner Zeit in der englischen Verfassungsgeschichte hat sich eine Verfassungsänderung so geräuschlos angefühlbar wie jüngst, als die Regierung das neue Reichsverteidigungsgesetz (Defence of Realm Act) einbrachte und durchsetzte. Schon der Vorläufer dieses Gesetzes, der Defence Act von 1914, hatte gleich zu Kriegsbeginn der Regierung die Machtvollkommenheit eingeräumt, alle Fabriken und kaufmännischen Unternehmungen, welche der Erzeugung von Kriegsmaterial dienen, in Staatsbetrieb zu nehmen. Wer sich aus der englischen Verfassungsgeschichte an die Kämpfe erinnert, mit welcher die Staatshoheit des 17. Jahrhunderts unter den Stuarts angegriffen wurden, weil sie den König in seinem Einkommen und Verordnungsvermögen vom Parlament unabhängig machen wollten, wer ferner nicht vergessen hat, wie selbst dieser dem Lande nützliche „Goldberäuber“ unter Karl II. den Anfeindungen des Parlaments und des durch die Staatsmonopole nicht begünstigten Kapitalismus erlag, der wird sich des Staunens nicht erwehren können, daß jetzt mit einem Federstrich gewissermaßen über die alten, Freiheit und Eigentum besondere schützenden Grundzüge zur Tagesordnung geschritten wird. Denn war schon das Verteidigungsgesetz von 1914 eine gesetzgeberische Entscheidung, die bald da, bald dort einschlug, so ist es das Gesetz von 1915 in noch weit höherem Maße. Danach kann jede Fabrik und jedes Unternehmen in Staatsregie übernommen und zur Erzeugung von Krieg- und Munitionsgüter verwendet werden. Damit hängt natürlich auch die Befugnis zusammen, das Maß und den Umfang des zu betreibenden Unternehmens zu regeln, dort zu verschränken, hier zu erweitern und zu diesem Zweck Maschinen und Fabrikteile von einem Standort nach dem ändern zu bringen, Arbeiterwohnungen in der Umgebung zu errichten und Grund und Boden hierfür durch Enteignung zu gewinnen. Die bisherigen Privatunternehmer verlieren nicht ihr Eigentum an den Fabriken, der Staat verwaltet sie nur und gibt ihnen Entschädigung nach dem Betriebsergebnis der letzten Jahre. Außerdem werden, da der englische Staat ein Staatsbeamtenland für die mittlere und untere Verwaltung nicht besitzt, die Unternehmer und ihre Angestellten gewissermaßen von Staatswegen angestellt und besoldet, machen also ein ganz gutes Geschäft. Auch der Sorge um ihre bisherigen Lieferungsverträge werden sie überhoben; denn ein Artikel jenes Gesetzes verfügt kurzweg, daß die Staatsarbeit jenen Lieferungsverträgen mit Privaten vorgebe und keine Klage von den Gerichten gegen den Unternehmer eines solchen Betriebs deswegen angenommen werden dürfe, weil er einem früheren Lieferungsvertrag mit einem Privaten nicht entsprechen kann.

Ist so das Eigentum über diese Staatsverwaltung nicht misshandelt, so könnte man eine andere Haltung der Arbeiter gegenüber dem Gesetz erwarten. Denn es ist ein offenkundiges Geheimnis, daß es eigentlich von Anfang an gar nicht in der Absicht der Regierung gelegen hat. Nur die Macht der Verhältnisse und insbesondere der kurz vorher veröffentlichte Bericht des sogenannten technischen Ausschusses, der darauf hingewiesen, daß die Kriegszustände der steigenden Kriegsbedarfproduktion hindernd im Wege ständen, hatte die Einbringung des Gesetzes veranlaßt. Das ist ein offenkundiges Geheimnis. Jene Gewerkschaften, die sich besonders hinderlich in den Weg stellen, sind einmal die Dauer der Arbeitszeit in gewissen Betrieben, insbesondere aber das Verbot, mit ungelerten Arbeitern zusammenzuarbeiten. Das zu beseitigen, gibt es in England nur zwei Wege. Entweder man partiiert mit den Gewerkschaften von Staats wegen, und das kann man nur tun, wenn Staatsbetrieb eingeführt ist, oder — und nun kommen wir zum Punkt, an welchem die Arbeiter den Verstoß jenes Gesetzes unbedingt haben erkennen müssen — man nimmt in Diktirten, welche von Arbeiterkreisen bedroht sind, gleich die Arbeit selbst in die Hand. Streikbrecher, die für hohe Löhne arbeiten, gibt es überall, und die Gewerkschaften haben, wenn sie nicht nachgeben, nur das Nachsehen. Durch den Staatsbetrieb wird nach und nach ein Streik nach dem anderen aus dem gefährdeten Arbeitsbereich gewissermaßen von Staats wegen hinausgeweht. Und doch haben die Arbeiter

keine Opposition gemacht! Einer von ihnen fragte nur während der Unterhausberatung bei der Regierung an, ob die Arbeiter in den Staatsbetrieben dem Kriegsrecht unterliegen. Das würde nämlich die Unzulässigkeit von Streiks für die Arbeiter jener Betriebe bedeuten. Mit der vereinigten Antwort des Herrn Lloyd George, der als Finanzminister das Gesetz vor dem Hause vertrat, gab sich der Interessent zufrieden. Baut man also ernstlich auf das Regierungswort oder hält man die Kraft der Gewerkschaften für so groß, daß man ruhig mit den vom Staat bezahlten Arbeitskräften den Konflikt aufzunehmen hofft? Vielleicht keines von beiden. Man tut aber jedenfalls so, als ob man auch auf Seiten der Arbeiter damit zufrieden wäre. Fred Henderson, der bekannte frühere Präsident der Schiffbauergewerkschaft, meint sogar, daß das Gesetz bessere Löhne und eine gerechtere, d. h. gleichmäßigere Verteilung der Arbeit zur Folge haben könnte, und noch andere „Vorteile“ („advantages“), wenigstens während der Kriegszeit“ („at least during war-time“). Also möchte man die „Vorteile“ auch über die Kriegszeit hinaus?

In der Tat, das ist der Hauptgrund, weshalb die Arbeiter ebenfalls vergnügt sind. Man ist so wenig von dem Gesetz überrascht worden, daß man seine Dauer über die Kriegszeit hinaus wünscht. Die Arbeiter haben auch bisher mit Munizipalsocialismus in England gute Erfahrungen gemacht, weniger die steuerzahlenden Mittelklassen, warum soll der jetzt anhebende Staatssozialismus nicht ähnliche „Vorteile“ und dauernd bringen? Der Gemeindevorstand wichtiger Industrien, dessen Lebenshilfe zur Wohlfahrt der arbeitenden Klasse verwendet wurden, hatte manch übeln Fehlbetrag in die Gemeindevirtschaft gebracht. Man muß erst die Arbeit in städtische Hände. So mußte die von Londoner Grafschaft 1906 in eigene Verwaltung übernommene Schiffbauindustrie auf der Themse aufgegeben werden, weil sie ein jährliches Defizit von etwa 100,000 Pfund Sterling brachte. Die 30 Schiffe, welche in Betrieb waren, und von denen jedes 7000 Pfund Sterling gelohet hatte, mußten in Verkauf und Bogen für 18,000 Pfund Sterling verkauft werden. Und mit der Übernahme der Londoner Straßenbahnen durch den Grafschaftsrat macht man jetzt bei nahezu ähnliche Erfahrungen. In der Provinz ist man durch die Londoner Erfahrungen auch belehrt. Der soa. Munizipalsocialismus blüht, den Fehlbetrag deckt der bürgerliche Steuerzahler. Die wirtschaftliche Seite der Sache ist aber nicht nur das eine Uebel. Das politische ist beinahe ebenso groß. Schon bei der Umfrage des Jahres 1900 über den Gemeindevorstand in Industrien sagte der ehemalige Bürgermeister von Liverpool, Thomas Hughes: Die Abhängigkeit der Stadtbürger von ihren in Gemeindevorstand Angestellten sei äußerst bedrückend. Denn diese wählten vor jeder Neuwahl immer größere Opfer der Stadtverwaltung abzugeben. Man müsse für die Zukunft anordnen, daß jeder Arbeiter oder Angestellte des Gemeindevorstandes auf das Gemeindevorstand verzichten solle. Das ist und bleibt nur die verfassungspolitische Perspektive, welche die Staatsindustrie in England eröffnet. Sie bedeutet, daß die durch Gewerkschaften und Streiks unabhängigen Arbeiter der Staatsbetriebe nun ihre Macht auch in der inneren Politik durchsetzen werden.

Man wende nicht ein, daß auch in Deutschland und anderen Staatsbetrieben vorhanden sei, und niemand den Einfluß gerade dieser Arbeiterkategorien auf das Staatsleben verpörrt hätte. Denn wer so denkt, übersieht, daß England eine parlamentarische Regierung besitzt. In einer nichtparlamentarischen Staatsform wird der Minister nicht der Hörige der Staatsarbeiter, er dankt seine Anstellung nur dem Willen des Monarchen. In der parlamentarischen Monarchie dankt er aber seine Stellung dem Parlament, der Wählerschaft und natürlich auch der Arbeiterschaft, namentlich wenn sie, wie in England, durch Gewerkschaften kräftig geführt wird. Um dieser Wählerschaft zu gefallen, muß er in den Staatsbetrieben die Löhne gewähren, welche die Gewerkschaft für angemessen hält. England hat sich bisher das Uebel dadurch ferngehalten, daß es für die geringe Zahl von Staatsbetrieben, Post, Telegraphie, Werften, das Koalitions- und Wahlrecht der Beamten verboten hat. Wird es aber, wenn die Zahl der Staatsbetriebe nach den Wünschen der englischen Arbeiterpartei wächst, alle Arbeiter in Staatsbetrieben politisch entrechten können? Keineswegs. Es wird also die parlamentarische Regierung in

England ein Machtmittel der Arbeiterpartei. Nun könnte man sich in England trösten: Das Spiel dauert nur so lange, wie der Krieg dauert. Aber darüber darf man sich auch dort nicht täuschen. Was der englische Arbeiter einmal an Lohn und politischer Stellung gewonnen hat, das gibt er nicht heraus, und ein durch den Krieg zweifelslos geschwächtes Land wird am allerwenigsten geneigt sein, die Kraftprobe auf dem Streiks- und Industriefeldungen anzustellen.

Wir in Deutschland haben allen Grund, dieser Entwicklung der Dinge in England ruhig zuzusehen. Ein in den Händen der englischen Arbeiterpartei ruhendes Staatswesen wird wenig Lust haben, aus Konkurrenzneid Kriege anzuhängen und sich mit dem Erzfeinde aller Freiheit, mit Rußland zu verbinden.

Interessanter Besuch.

Bei den „Dresden“-Leuten im Hafen von Valparaiso.

Die Besatzung der „Dresden“ wurde, als sie nach dem unter schöner Verleugung der chilenischen Neutralität vollzogenen Ueberfall durch englische Uebermacht bei den Juan-Fernandez-Inseln ihr Schiff in die Luft gesprengt hatte, bekanntlich an Bord des chilenischen Panzerkreuzers „Esmeralda“ zur Internierung in den Hafen von Valparaiso gebracht. Ein Vertreter der in Santiago de Chile erscheinenden „Deutschen Presse“ hat dort die „Dresden“-Leute an Bord des chilenischen Kriegsschiffes besucht. Er veröffentlicht in seinem Blatt (vom 22. März) eine anschauliche Schilderung der mit Offizieren und Mannschaften geführten Gespräche, der folgendes entnommen sei:

„Wir wurden“, erzählt der Berichterstatter, „von den chilenischen Offizieren mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt und von ihnen zu den deutschen Offizieren geleitet, die wir beglückwünschten.“ „Zu was?“ „Nun, zu den Helmenten, die Sie mit der „Dresden“ vollbrachten, und die alle Deutschen stolz sind!“ — und bescheiden klingt es zurück: „Wir haben lediglich unsere Pflicht getan, leider konnten wir nicht mehr tun. Nun ist es alle; denn unsere „Dresden“... Hier stotzte des Sprechers Stimme. Er wirkte, er schluckte, ein verlegenes Schwoigen, und dann stieß er bitter hervor: „Das hätten wir den Engländern nun doch nicht zugezählt. Wir haben sie immer für achtbare Menschen gehalten, aber das war gemein, das war unwürdig. Für das, was sie getan, gibt es keinen Ausbruch.“

Wir sprachen von anderen Sachen, von der Heimat, wie dort alle so einzig zusammenarbeiten, wie alle davon überzeugt sind, daß Deutschland siegen müsse, wie sie zu allen Opfern bereit sind. „Sehen Sie hier den Hafen“, meinte einer der Offiziere, „gepidet mit Schiffen aller Nationen, wie nie sonst, und doch alles toll. Kein Leben, Kommen und Gehen, kein Lachen und Weinen. Das ist der Krieg, und das ist ein Zeichen, daß England die Meere nicht mehr beherrscht, seit dem ersten Tage des Krieges nicht beherrscht hat und auch nicht beherrschen wird, solange es noch deutsche Seeleute gibt. Was wir, von den Auslandskreuzern, jetzt nicht mehr leisten können, das werden die deutschen Unterseeboote machen, und Englands Welthandel wird doch unterbunden sein. Den Südamericannern wird hoffentlich nach dem gemeinen Ueberfall der Engländer ein Licht aufgehen, daß sie sehen werden, was sie von einem freigeizigen England zu erwarten haben, daß sie vor allen Dingen einsehen werden, wer die Wahrheit sagt und wer lügt.“

Rühmend erwähnten die Offiziere das Auftreten eines englischen Arztes, des Stabsarztes an Bord der „Glasgow“. Mit liebevoller Sorgfalt hat er sich der deutschen Verwundeten angenommen, sie in deutscher Sprache — er hat mehrere Jahre in Deutschland studiert — getrostet, alle seine Kunst aufgewandt, ihre Leiden zu mildern. Den Offizieren gegenüber hat er aufrichtig ausgesprochen: „Ich wollte, ich wäre nicht dabei gewesen...“ Voll des Lobes sind die Offiziere über den „Dresden“ über die Bewohner der Juan-Fernandez-Inseln. „Diese hatten selbst fast nichts. Nach wenigen Tagen wäre auf der Insel überhaupt nichts mehr zu essen gewesen. Aber gleichwohl gaben sie von dem wenigen, das sie hatten, so daß es uns, den Umständen entsprechend, an nichts mangelte. In ihren Häusern haben sie unsere Verwundeten aufgenommen und gepflegt, auch von uns haben sie auf, so viele sie konnten. Während die Matrosen den Männern bei ihren Arbeiten halfen,

haben die Frauen unser bishen Wäsche gewaschen, um die Schiffbrüchigen wieder einigermaßen präsentierfähig zu machen. Der Bewohner von Mas-a-Tierra werden wir stets mit aufrichtigem Dank gedenken.“

„Sehr zuvorkommend“, fuhr der Offizier fort, „sind zu uns unsere chilenischen Kameraden. Sie tun für uns, was sie uns an den Augen ablesen können. Auf das Beste wird für uns gesorgt, sie verhalten auf dem tamerdashaftlichsten Fuße mit uns. Nehmt mal einer von uns bei Tisch, dann heißt es scherzend: „Es wird uns doch nicht schon einer ausgerissen sein?“ Und gleich darauf: „Aber er ist doch nicht trant?“ Auch für die Mannschaften haben sie bestens gesorgt. Wollen Sie sehen, wie sie untergebracht sind?“

Wir steigen hinunter in die Mannschaftsräume. Die „Esmeralda“ ist zu Fußigerweise nicht voll mit ihrer Besatzung belegt, so daß für die „Dresden“-Leute Raum kaum mangelte. Sie liegen auf den Bänken, in Mannschaftsklois, mittelschiff und am Vordes, auf neuen Matratzen, die die „Esmeralda“ mitbrachte. Ueberall ist es sauber und lustig.

Ein großer Teil der Leute schläft. Man sieht es ihrem Gesichtern an, was sie durchgemacht haben. Abgespannt, bleich und hager sind sie geworden. Nervös zuckt hier und da einer der Schläfer auf. Sie träumen vielleicht von dem, was sie bei Juan-Fernandez begruben...

Auf unsere Bemerkung sagt uns der begleitende Offizier: „Ja, es hat sie doch hart mitgenommen, die braven Kerls. Aber so an die acht Monate immer auf dem Posten stehen, Tag und Nacht keine Ruhe, manchmal wenig zu essen und immer in voller Spannung, in Erwartung des Gegners. Nur einmal haben wir wirklich Ruhe gehabt für ein paar Tage, das war nach der Schlacht bei Coronel, 24 Stunden hier in Valparaiso. Aber bald ging die Jagd wieder los. Was wir alles durchgemacht haben, das wird vielleicht nach Ende des Krieges bekannt werden. Vielleicht auch nicht einmal alles; denn...“ setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu: „die deutsche Admiralität spricht nicht gern. Was die Mannschaft geleistet, ist einfach bewundernswürdig. Immer auf dem Posten, keine Müdigkeit, kein Veragen, keine Klage. Immer, auch an den schmerzhaften Tagen, die gleiche, kampftreue Stimmung. Mit denen holt man den Teufel aus der Hölle. Die unumgängliche Anerkennung verdient auch unser Maschinenpersonal. Ihn verstanden wir es nicht zuletzt, daß wir uns so lange halten konnten, länger als wir je gedacht hatten.“

Wir erwähnen die niederträchtige Verleumdung der englischen Admiralität, die „Dresden“ habe die weiße Flagge gehißt, habe sich ergeben wollen. Ein zorniges Aufblitzen in den Augen. Dann ein trübseliges Lächeln: „Das glaubt ja doch kein Mensch auf der ganzen Welt. Eine weiße Flagge gibt es auf der ganzen deutschen Flotte nicht. Heruntergeschossen haben die Kerls unsere Flagge, aber sie wurde sofort wieder gesetzt.“

Nun zu den blauen Jungs. Ein Händbrücken, ein Begrüßen mit Bekannten wie Unbekannten, als wären wir seit Jahren die besten Freunde. „Wie geht's, seid ihr zufrieden?“ Zuerst die aufrichtigste Anerkennung für die Bewohner der Insel Mas-a-Tierra, auch für die Behandlung und Verpflegung an Bord des chilenischen Kriegsschiffes. Als dann das Gespräch auf die Engländer kommt, spricht Verachtung und Zorn aus den Augen der Matrosen. „Nicht einen Brocken Kohle haben wir geholt, Maschinen und Kessel beschädigt, und da fällt die Bande über uns her, weil sie uns sonst immer vergeblich verfolgt hat. Auch noch drei gegen einen, ein jeder von ihnen uns weit überlegen. Das war kein ehrlicher Kampf, ermordet haben sie unsere Kameraden. Das sind keine Seeleute, die sind ja schlimmer wie die Seeräuber, wie die Banditen.“

Sie fragen nach der Heimat. „Wie sieht's drüben? Was machen unsere Heere, was macht unsere Flotte? Wir haben ja so lange Zeit nichts mehr von Hause gehört!“ Drüben wollen alle durchhalten, bis zum letzten Mann, so können wir ihnen berichten. „Dat glov'et“, sagt ein großer hämmiger Bursche, „erst mößt de Inge'smann sin Deel fregen, aber dat frächtig!“

„Die Engländer haben Boote ausgelegt, euch zu retten?“ — „Ja, erst haben sie noch feste auf uns geschossen, als wir nach der Küste schwammen, als wir noch in Booten dem Lande zustrebten. Aber als nachher ihre Boote kamen, da hat sich keiner von uns von den Engländern retten lassen. Ueber erlaufen, als von denen gerettet werden...“

Parisches Kanonenfutter.

Erfahrungen eines Korrespondenten mit russischen Gefangenen.

Tag und Nächte hindurch passieren übersehbar lange Eisenbahzüge mit dem zarischen Kanonenfutter die Vorstationen von Budapest, ein buntes Gemisch von Groß- und Kleinarabern, Tataren und Juden, Referevisten und Reichswehr. Und auf einer dieser Stationen, wo eine mehrstündige Mittagsrast gehalten ward, konnte ich mit russischen Offizieren, zühörend und fragend, das Mittagsmahl teilen.

Einem Wagen zweiter Klasse entstieg drei russische Referevoffiziere und zwei russische Bizefeldwebel, die unter Handschellen sich nach dem Verpflegungsraum begeben. Sie gehören dem 230. Infanterie-Regiment an und waren aus dem Kiewischen Militärbezirk nach dem Karpathen gekommen, um dort bald darauf mit knapper Not unjenseits schredlichen Drahtverhauen zu entgehen. Nun sind sie geborgen — „gerettet“, wie sie sich bezeichnend ausdrücken —, und während sie das seltige ungarische Rindfleisch auf ihrem Teller zerlegen, erzählen sie mir von ihrem militärischen Leben und Leiden. Zwei von ihnen sind Schullehrer, einer ein Ingenieur, während die beiden Bizefeldwebel kurz vor dem Staatszeremonien standen, als der Zar sie ins Feld rief.

... Vor zehn Jahren mußten unsere Brüder wegen des unjenseitigen großfürstlichen Holzgeschäftes ihr Blut auf den mandschurischen Schlachtfeldern vergießen, ruft einer der Offiziere aus, „und jetzt soll russisches Blut die Zarentrone für den Großfürsten Nikolai heranschwimmen. Haben wir überhaupt je einen Krieg für das russische Volk geführt? Bei unserer Aushebung in Kiew hatte man neun Referevoffiziere verhaftet und sie dann vom Gefängnis aus an die Front gelandt; erst als wir die ungarische Grenze hinter uns und die österreichisch-ungarischen Schützengräben vor uns hatten, ließ man die Verhafteten frei und übergab ihnen ihre Kompagnien und Jüge, sie galten nämlich als politisch unzuverlässig, und so wollte man sie während der Aushebung nicht frei in Kiew herumlaufen lassen. Auch mein lieber Kamerad,“ und er zeigt auf einen der Schullehrer, „ist der Verhaftung nur mit Not entgangen; er war nämlich Korrespondent der Kaiserlichen Freien Oekonomischen Gesellschaft und als solcher in den Augen des kommandierenden des Kiewer Militärbezirks nicht ganz sicher. Wir hielten ihn einige Nächte hindurch verborgen und brachten ihn, als wir ausrücken wollten, direkt an die Bahn.“ — Grimmig lächelnd nickt der beinahe verhaftete Referevleutnant und meint: „Das will eigentlich noch gar nichts sagen. Im Gouvernement Poltawa hielten am Vorabend des Auszuges drei mit befreundete Referevoffiziere eine geheime revolutionäre Volksversammlung ab, und als am anderen Morgen das mobile Bataillon ausrückte, schrie die Menschenmenge auf den Straßen ihnen zum Abschiede: „Nieder mit dem Zarismus!“ zu; als Antwort salutierten die drei im Bataillon marschierenden Referevoffiziere mit dem Säbel, der an der Spitze reitende Oberleutnant tat, als ob er nichts merkte, und die wenigen Polizisten trauten sich nicht in die Menge. Es war ein riesiger Spah...“

Nun habe ich auch einen vollgewichtigen Kronzeugen für die oft erwähnte, von der russischen Heeresleitung aber immer wieder abgelehnte Tatsache, daß die russische Infanterie mit Maschinengewehren im Rücken an den Feind rückte. Als ob dies selbstverständlich wäre, erzählt mir einer der Referevoffiziere, der Schullehrer: „Als unser drittes Bataillon die Pässe stürmte, hatte ich drei Maschinengewehre zugezogen, um nötigenfalls unseren Rückzug unmöglich zu machen. Unsere zweite Kompagnie kommt ins Weiden, macht Nebst und versucht in die rückwärtigen Schützengräben zurückzuzugelen. Da sprengt unser Oberleutnant an mich heran, brüllt mir zu: „Feuer auf die Hundesöhne!“ Aber die Hundesöhne heben die Hände hoch, und im Kampfesgetöse höre ich ihre Kammerlaute: „Im Christi willen feuert nicht!“ Ja, tat dies auch nicht und wer weiß, was für mich daraus entsanden wäre, wenn ich nicht bald darauf selber gefangen genommen worden wäre. Die armen Teufel taten mir schon gar zu leid und ich freute mich, als sie mit mir zusammen von den Oesterreichern entwauffnet wurden. Auch die verd... — Maschinengewehre, mit denen ich auf meine eigene Brüder feuern sollte, gerieten in die Hände der Oesterreicher und ich sage Gottlos...“

Ich fühle mich immer unbehaglicher im Kreise dieser sonderbaren aller Offiziere und trete auf den Bahnhöfen, auf dem Hunderte von gefangenen russischen Reservisten in Einzelgruppen lagern. Sie sind so reichlich mit Fleisch und Gemüse gespeist worden, und das Gefühl von Geborgenheit und Satttheit läßt ihre Gesichtszüge weniger stier und ausdruckslos erscheinen. „Guten Tag, Jungens!“ — Im Nu springt alles auf, versucht eine Art Strammstehen, und Hunderte von rauhen Kehlen brüllen das übliche militärische: „Wir wünschen Gesundheit Euer Hochwohlgebornen!“ mir entgegen. Verwundert blicke sie auf den Zivilisten, der sie in Feindesland in ihrer Muttersprache angeredet, und kaum bin ich in ihrer Mitte, da drängt sich alles an mich heran, der eine küßt meinen Kodarmel, der andere betruagt mich aus der Ferne, es entsteht ein Flüstern, ein gegenseitiges Zurufen, jedes Gesicht drückt eine unausgesprochene Frage aus. — Er was absteht von den Ueberzügen hoden auf dem Bahnhöfen einige schwarzhaarige ausgemergelte Gestalten in zerrißenen Soldatenmänteln und murmeln im eintönigen Gesangs etwas vor sich hin. „Wer sind diese Kameraden?“ frage ich. „Das sind keine Kameraden, Euer Hochwohlgebornen, sondern blos Judenengel (Schidi), die gerade ihr Nachmittagsgebet verrichten.“ Also „blos Judenengel“ — die enttrollende Zarentronkraft richtet selbst auf dem Schlachtfeld und in der Gefangenschaft eine barmherzige Schranke zwischen Aushreissen und Rußjude auf. Diese haben inzwischen ihr Gebet beendet und ich, gleichsam selbst hier in steter Angst vor dem russischen Polizisten, nähere sie sich unserer Gruppe. „Wir sind aus Baltia, teurer Herr“, beantworteten sie meine Frage, „und Gott segne die Ungarn, die uns jetzt aufgenommen haben. Viele sind ja von uns nicht übriggeblieben, denn so oft die Russen türmten, mußten wir in erster Reihe voranstürmen; selbst die Maroden und Kranken wurden dann jedesmal dazu aus den Revieren (Oloodoti) geholt. Gott vergelte ihnen diese Blutfunde!“ Eine merke Frau schlägt an die eingefallene Brust und in trübem Resignation nickt die übrigen jüdischen Nichtameraden. „Ja, war Rußbiber in Ostromto“, sagt ein zweiter, „habe ebrlich Gottes Wort gepredigt und war nie Soldat gewesen. Da haben sie mich am 29. Januar vom Morgen abgeholt weg aus der Spynagoge unter Faufschlagen und Stolbenstößen geholt, haben mich nicht einmal von meiner Frau und meinen Kindern Abschied nehmen lassen, schleppten mich in einem Viehwagen an die deutschen Berge und liegen mich fürmen. Wie konnte ich dies aber? — mußte ich doch nicht einmal, was ich mit meinem Gewehr anfangen sollte, das sie mir in die Hand gedrückt. Gott sei dafür gerettet, daß die Ungarn mich gerettet haben!“

Französische Grausamkeit.

Die Presse wie die amtlichen Berichte der Feinde können sich nicht genug tun in der Verurteilung der geistlichen Verurteilung von Galen. Sie vergessen dabei, wie ihre eigenen Truppen schon lange Entbehrungen erdulden haben oder müssen, denen esklidende Gaje entströmen. Im übrigen haben sich ja auch die feindlichen Mannschaften in den Schützengräben bei Ueber der Wirkung durch schnelle Fixiert entscheiden können. Ganz anders war es damit bei einer Gelegenheit bestellt, an die wir die französischen Kräfte erinnern möchten. 1845 kämpfte der französische Oberst Pelissier in Algerien gegen den kriegerischen Stamm der Ued-Rabis im Dara. Der Rest des Stammes zog sich in eine Felsgrötte zurück und wies jede Auforderung zur Uebergabe ab. Darauf ließ Pelissier den einzigen Eingang der Felsgrötte mit Keilspitz verstopfen und es anzünden, und die Verteidiger, die nachmalig eine Aufforderung, sich zu ergeben, ablehnten, erstickten sämtlich. An 800 Frauen, Kinder und Männer sollen den Tod gefunden haben, und schredlich war das Bild, das sich den eindringenden Franzosen bot. Dem Oberst Pelissier hat die unndrige Grausamkeit nichts geschadet, er ist der spätere Herzog von Malatou.

— Zu langjam. Arzt: Ja, diese Straßengasse! Gestern wurde ich zu einem Patienten gerufen und kam zu spät, weil ich die „Elektrische“ benutzte.

Dame: Ach! War er schon tot?

Arzt: Nein, — wieder gefund!